

Lieblingstiere im Haushalt.

Nachdruck verboten.

Ich machte heute morgen meinem alten Rechtsfreunde einen Besuch auf seinem Bureau, um meine Unterschrift unter einem Document von ihm beglaubigen zu lassen, und fand den sonst jovialen Mann verdrießlich und wortfarg. Eine solche Stimmung mußte mich — eben um ihrer Seltenheit willen — befremden, ja beunruhigen. Denn den heitern gleichmütigen Sinn des wackern Freundes konnte nur ein schwerer Verdruß, eine bittere Kränkung oder dem ähnliches so selten verstoßt haben, und meine Freundesempfindung trieb mich dies zu erforschen, um womöglich den Kummer lindern, den Verdruß abschwächen zu helfen. War es doch nicht das erste Mal, daß mein Zuspruch die Wolken auf der Stirn des Freundes zerstreute!

Wie nun der treffliche alte Konsulent mir das Papier mit einer stummen Verbeugung zurückgab, resolvierte ich mich kurz und sagte: „So! Nun haben Sie mir geholfen, bester Freund, jetzt lassen Sie sich von mir helfen.“

„Helfen? Wobei? Wovon?“ sprach er mit einer Art zerstreuten Lächeln, das ich nur zu wohl kannte.

„Von Ihrer bösen Laune! — Denn so härbeißig-schweigend pflegen Sie sonst eine Dame, zumal eine alte vertraute Freundin, nicht abzufertigen. Darin kenne ich Sie zu gut und zu lange! — Also kurz — Sie haben einen Verdruß gehabt?“

„Das habe ich!“

„Amtlich?“

„Wie man's nimmt! Was mich heute gelegentlich einer Amtsfunktion verstimmt, hat mir oft schon außerordentlich schweren Ärger bereitet. Sie sehen, der Verdruß ist nicht von heute, vielmehr dauerhafter Natur, und so werden auch die lebenswürdigen Beschwichtigungsversuche, mit denen Sie (ich sehe es Ihnen an den Augen an!) wieder einmal umgehen, ihren Zweck verfehlen.“

„Das sollte mir leid thun. Dennoch will ich's daraufhin wagen. Sagen Sie mir nun zunächst, von wem Ihnen der Verdruß bereitet wurde!“

Der alte Konsulent blickte mich aus spöttisch zusammengekniffenen Augen ein wenig seitwärts an, und ein sarkastisches Lächeln überflog sein gutes, tief durchfurchtes Gesicht, als er mit einer kleinen Verbeugung antwortete:

„Von einer Ihrer lebenswürdigen Mitschwestern!“

„Absehnlich! Wie konnte sie das nur thun?“

„Nun, die Wahrheit zu sagen, hat sie dabei an mich wohl kaum gedacht, und es ist, genau genommen, eine Thorheit, daß ich mir die Sache zu Herzen nehme. Aber was will man machen? Wir Juristen, so sehr uns unser Beruf nach der Meinung des Publikums „verteufelt“, bleiben doch immer sozusagen auch Menschen. Ich wenigstens fühle mich menschlich empört, wenn ich sehen muß, wie weibliche Charakterchwäche sich, unter das Tier erniedrigt und in dieser Position grausam und gewissenlos handelt!“

„Aber, lieber Freund,“ warf ich indigniert ein, „welche entsetzliche Ausdrücke! Unter das Tier erniedrigt! — und eine Frau! Man vermag dem kaum nachzudenken. Sie sprechen in abscheulichen Rätselfeln!“

„So will ich mich klarer ausdrücken, kann es aber kaum weniger hart. Denn wie wollen Sie das anders nennen, meine verehrte Freundin, wenn eine Frau sich und ihr Haus unter die Tyrannei eines Hundes, einer nichtswürdigen, überfütterten, launenhaften Bestie stellt, im Dienst desselben sich jeder Willensfreiheit begiebt, in der ekelhaften Verhäuslichung der unförmlichen Kreatur nicht nur Sitte und Anstand und alles weibliche Feinempfinden verleugnet, sondern dieselbe Erniedrigung auch von ihrer Umgebung fordert, und eine Auflehnung gegen diese menschenunwürdige Zumutung mit einer Grausamkeit und Pflichtvergessenheit sondergleichen bestraft — wie wollen Sie, frage ich, das alles mit milderem Worten charakterisieren, als ich eben gethan habe?“

„In der That — ein solches Benehmen wäre unter allen Umständen abscheulich! Aber es gehört wohl, in dieser Häßlichkeit wenigstens, ins Gebiet der Dichtung?“

„Meinen Sie? Nun dann wäre mir der Ärger, den Ihr Freundesauge von meinem Gesichte ablas, heute erspart geblieben; denn um einer Erzählung willen, auch wenn sie von den ärgsten weiblichen Thorheiten handelt, pflege ich mir die Galle nicht aufzuregen. Ein andres ist es mit attemnäufiger Wirklichkeit! — Sie haben die neulich verstorbene Rätin Menger gekannt, nicht wahr?“

„Nur par renommée, und dies war allerdings nicht schön. Sie galt wirklich für eine excentrische Hundennärrin —“

„Sie war es, und noch viel mehr als bisher bekannt geworden ist. Ich könnte Ihnen darüber wahrhaft unerhörte Details mitteilen. Doch für jetzt nur das Eine, was mich heute im innersten empört hat: in einem Codicill zu ihrem Testamente hat die unwürdige Person das arme junge Mädchen, dem sie für vieljährigen Slavedienst eine kleine Rente zugesagt und testamentarisch zugesichert hatte, dieses wohlverdienten Erbes wieder beraubt, weil dieselbe, wie es in der letztwilligen Verfügung lautet, es an „Dienstwilligkeit und Pflichttreue gegen die arme Zelmira vielfach habe fehlen lassen.“ Was sagen Sie dazu, liebe Freundin? Habe ich nun recht mit meiner Charakteristik solcher Handlungsweise?“

„Leider ja! Und es ist traurig, solches zugeben zu müssen! Wie kann nur eine sonst vernünftige Frau zu solcher Verirrung kommen? Man hört doch von Männern dergleichen nicht!“

„Nun, was das anbetrifft, so giebt es allerdings auch Hundennarren, ebenso wie es Hundennärrinnen giebt; im allgemeinen aber steht das Verhältnis so: der Mann, der sich Hunde hält, beispielsweise der Jäger, der Hirte, der Landmann, der Arbeiter, er zieht den Hund in harter Schule gleichsam zum verständnisvollen, treuen und streng gehorhamen

Genossen seines Berufes empor, und gönnt ihm infolgedessen eine wohlbegründete Zuneigung; die Frau oder das Mädchen, das einen Hund um sich duldet, an ihn in unvernünftiger Weise ihr Herz hängt, wird von demselben unzweifelhaft in seine gemeine tierische Sphäre herabgezogen, büßt an Würde, an äußerem Anstand, — bald auch an Willenskraft, ja an Verstand ein, verliert endlich unter fortwährendem hündischem Einfluß fast ihr moralisches Gefühl, und sinkt so, wie ich sagte, rettungslos unter das Tier herab! — Halten Sie sich auch einen Hund, verehrte Freundin? Wohl schwerlich!“

„Halten? Nein, nicht was man so nennt. Aber mein Felix, der nun auf die Universität geht, hat mir vor einigen Tagen einen kleinen allerliebsten King-Charles ins Haus gebracht — zur Gesellschaft in einsamen Stunden, wenn er fort sein würde!“

„Um Gotteswillen! Das fehlte noch, daß auch Sie — der vertrackte Junge! Daß ihn das Wetter! — ha! Eilen Sie, ohne eine Minute zu verlieren, nach Hause (meine Zeit zum Plaudern ist so wie, so zu Ende), hängen Sie dem detestablen Tier einen Stein um den Hals und ersäufen es im Stadtgraben, wo er am tiefsten ist! Nur so retten Sie sich vor unzweifelhafter Entwürdigung und sicherem Verstandesverlust! — Adieu!“

„Nur ein Wort: wird das arme junge Mädchen ihr Legat wirklich verlieren?“

Der treffliche Freund senkte sein buschiges Haupt ein wenig

und blickte mich, über die Brillengläser hinweg, einen Moment schweigend an; dann sprach er bedächtig: „Da Sie es sind, liebe Freundin, so will ich von sonstiger Gewohnheit abgehen und Ihnen, trotzdem Sie keine Interessentin an der Sache sind, meine Meinung von derselben sagen. Eine Zelmire, gegen die sich Fräulein Harter „undienstwillig und pflichtvergessen“ habe betragen können, wird im Umgangstriebe der verstorbenen Närrin, soweit derselbe aus zweibeinigen Wesen bestand, nicht aufzufinden sein; gegen die vierbeinige Zelmire hat aber das junge Mädchen weder „Pflichttreue noch Dienstwilligkeit“ zu üben, und so wird sich das Codicill als das Werk einer wirklichen Närrin und somit als rechtsungültig erweisen lassen — wie ich hoffe! — Und nun ist meine Zeit wirklich zu Ende!“

„Ich gehe schon,“ rief ich lachend und griff nach Schirm und Papierrolle. „Und ich danke Ihnen heute nicht bloß für Ihre Beglaubigung! Ich nehme mehr und Wertvolleres als das von hier mit hinweg!“

„Das hoffe ich! Adieu! — Krüger! den Terminskalender und die Alten Hartmann contra Fiscus!“

Als ich zur Thür hinausschlüpfte, war der seltsame Mann bereits tief in sein Altentüchlein versunken, und seine graue Mähne ragte struppig über den Rand des Altentüchleins, hinter dem er verborgen saß, in die Luft empor. Langsam ging ich meines Weges und klinkte eben die Pforte des kleinen Vorgartens auf, um in die Straße hinauszutreten, als ich jemand eilig hinter



Jagdfreuden.

mir herkommen hörte und mich umwendend den Bureauvorsteher Krüger erblickte, der mit der Schreibfeder salutierend, ehrerbietig herantrat und in gedämpftem Tone sprach: „Der Herr Konsulent lassen noch bitten, doch ja zwei Steine und einen starken Strick zu nehmen.“

Ich mußte herzlich lachen und entließ den Überbringer der seltsamen Botschaft mit der Rückantwort, ich würde mir die Sache gewissenhaft überlegen und dann handeln.

Und das wollte ich wirklich, und um durch nichts in dieser Überlegung gestört zu sein, wählte ich für den Heimgang einen weiten Umweg durch die zu dieser Tageszeit völlig menschenleeren Promenaden. Hier konnte ich meinen Gedanken ungehindert Auidienz geben und ich that es. Das Resultat meiner Betrachtungen über die häßliche Sache war aber folgendes.

Wenn ich auch dem alten Freunde durchaus nicht in allen seinen Behauptungen über die demoralisierende Einwirkung des Hundes auf seine Herrin beipflichten mochte oder konnte: in der Hauptsache hatte er leider recht. Ich mußte in Gedanken alle Damen meiner Bekanntschaft, die sich einen oder mehrere Lieblingshunde hielten, und ich mußte mir, trotz aller herzlichen Zuneigung zu einigen von ihnen, gestehen, die herabziehende Einwirkung des Verkehrs mit dem tierischen Liebling war bei der Mehrzahl ganz offenkundig: das schneidende Gesammturteil des alten Konsulenten hatte wie ein Blitz im Dunkel auf mich gewirkt, ein grelles Licht war auf widerwärtigste Situationen gefallen. Nicht bloß, daß viele von jenen Damen, Frauen und Mädchen sich mit ihrer Hundeverhättnisse lächerlich und lästig machten: sie büßten unter der Abhängigkeit von den verweichlichten und launischen Kreaturen wirklich an Freiheit der Lebensführung, an Würde der Haltung, an Feingefühl für das Schickliche, ja an moralischer Empfindung ein! Seltsamstes hatte ich in dieser Beziehung durch mein langes Leben hin erfahren, hatte es gelegentlich als Excentricität belacht, gelegentlich den Kopf dazu geschüttelt — jetzt stieg die Erinnerung daran widerwärtig beklemmend in mir auf, und ich erröthete für mein ganzes Geschlecht.

Wie wohl that mir in diesem Augenblick das Andenken an unsre treffliche Mutter, die einst ein zierliches Hündchen, das meiner jüngsten Schwester geschenkt und von dieser in der Sophaede plaziert worden war, kurzer Hand herunter warf mit den entscheidenden Worten: „Nichts da! — Hund muß Hund bleiben, oder er macht sich zum Herrn des Hauses! hinaus mit ihm vor die Thür!“ Wie erquickend war mir die Erinnerung an den wackeren Bruder meines Vaters, einen frommen biedern Mann, dem, als er in frohandaächtiger Stimmung mit den Seinigen das Weihnachtsfest feierte, die vornehme Mieterin seines ersten Stodes ihren Lieblingshund, auf dem Arm einer Jofe, herabschickte mit dem Ersuchen: „den lieben Vor am Anblick des brennenden Weihnachtsbaumes teilnehmen zu lassen.“ In Worten voll tiefer Entrüstung hatte damals der Dintel Hund und Jofe zur Thür hinausgewiesen, und am nächsten Morgen der Frau Baronin das Quartier gekündigt, da er „keine Lust habe mit einer Dame, der die Hundennarrheit jedes Anstandsgefühls und religiöse Empfindung geraubt habe, unter einem Dache zu wohnen.“

Und auch das Andenken an einen charaktervollen jungen Mann unsrer Verwandtschaft, der, nach vergeblichen Versuchen, ein von ihm sehr geliebtes Mädchen der thörichtesten Hundeliebhaberei abwendig zu machen, das Verlöbniß mit ihr löste, erfüllte mich in diesem Augenblick mit voller Befriedigung!

Fürwahr, unsre Zeit verjah es darin, daß sie solche demoralisierende Schwäche der Frauen nicht überall in gleich entschiedener Weise brandmarkte, daß sie sich meist begnügte, an derselben lächelnd, spöttelnd, achselzuckend vorüberzugehen! Wenn jeder Frau, die um ihres vierbeinigen Lieblings willen ihre Pflichten verabsäumte, den Anstand verlegte, der gebildeten Gesellschaft ein Argerniß bereitete, überall nachdrücklich die Wahrheit gesagt wurde; wenn jedes Mädchen, welches um eines solchen Thieres willen das wirkliche Zartgefühl verleugnete, in ihrem Umgangsweise mißachtende Förlinerung erfuhr, wenn endlich der Staat jeden Luxushund mit einer ungeheuren Steuer belastete, — kurz — wenn die Gesellschaft dieser „Seuche der Hundepassion“ überall mit höchster Entschiedenheit entgegentrat, dann — vielleicht — konnte ihrer furchtbaren Verbreitung Einhalt gethan und unser Geschlecht zu seinem Glück von einem schimpflichen Flecken gereinigt werden.

Unter diesen Gedanken war ich durch die schattigen Wege der Promenade bis zu meinem Häuschen gelangt und sah schon von weitem den wirren Blondkopf meines Felix über dem Gartenstadet sich lebhaft hin und her bewegen. Da ich näher kam, hob er auf seinem Arm den kleinen Ring-Charles, dem er während meiner Abwesenheit ein blaues Band mit klingendem Glöckchen um den Hals gehängt hatte, empor und ließ ihn drollige Verbeugungen gegen mich machen. „Siehst du wohl, Mutterchen, wie Pitty sich zu deinem Empfang geschnüdt hat! Nun wird dich auch der Klang des Glöckchens überall, wo das Hündchen sich im Hause bewegt, an mich erinnern!“

„Mein guter Junge!“ sprach ich gerührt aber fest in meinem Entschlusse, „du hast es liebevoll mit deinem Geschenke gemeint, und das danke ich dir von Herzen; aber hierbleiben darf der kleine Hund nicht, wenn du weggehst!“

„Pitty nicht hierbleiben?“ fragte erstaunt der gute Junge und fuhr dem kleinen Ring-Charles schmeichelnd über das glatte Köpfchen. „Aber warum nicht, Mutterchen? du wirst doch so einsam sein und würdest durch ihn so hübsch an mich erinnern!“

„Darum eben!“ sprach ich nachdrücklich: „Um mich an dich täglich und stündlich zu erinnern, dazu bedarf ich keines Vermittlers, am wenigsten eines kleinen vierbeinigen, und mir dich, mein Junge, ersehen in meiner Einsamkeit, das soll er am allerwenigsten! Also thust du mir einen Gefallen, wenn du ihn gleich heute wegträgst — noch in derselben Stunde! Willst du?“

Er sah betrübt und verwundert aus; aber er war gewohnt, die Entschlüsse seiner Mutter zu ehren, auch wenn er sie nicht begriff, und so trug er das Hündchen fort — zwar nicht in den Stadtgraben, belastet mit den von dem guten Konsulenten so dringend empfohlenen beiden Steinen — aber doch auf Nimmerwiedersehen. Mich aber überkam ein Gefühl von — wie sage ich nur — von Reinigung, von Säuberung der Empfindung, von Purifizierung meines Privatlebens, und nicht unterdrücken konnte ich den lebhaften Wunsch, mein alter Freund, der Konsulent, möchte recht oft Gelegenheit haben, auch meinen Mitschwester durch ein unumwundenes Wort über ansartende Hundeliebhaberei und was damit zusammenhängt das sittliche Feingefühl zu schärfen.

U. v. W.

Über Fußbekleidung.

Von Dr. P. R. Koch.

Nachdruck verboten.

Es giebt wohl kein Bekleidungsstück, an dem die Wissenschaft der Gesundheitslehre noch so viel zu bessern hat, als an der Bekleidung des Fußes: dem Stiefel und Schuh. Als Beweis für diese Behauptung mögen die vielen, auf die Unzweckmäßigkeit unseres Schuhwerks anspielenden Redensarten gelten, wie z. B. „nicht wissen, wo einen der Schuh drückt“, oder das französische: „il est dans ses petits souliers“ — zur Bezeichnung der schwierigen Situation eines Menschen. Beweiskräftiger als solche Sätze, die ja aus einer frühern, auf sie passenden Zeit herübergenommen sein könnten, ohne heute noch Berechtigung zu haben, ist aber die Thatfache, daß man auch heutigen Tages selten einen wohlgebildeten und normalen Fuß findet, und daß die Anzahl der durch unser schlechtes Schuhwerk erzeugten Krankheiten eine recht erhebliche ist, von Krankheiten, die nur lästig und schmerzhaft sind, bis herauf zu recht bedrohlichen und gefährlichen.

Aber nicht allein für die Gesundheit und Leistungsfähigkeit eines Menschen hat ein naturgemäßer und gutstehender Stiefel hohen Wert, sondern er erhöht auch wesentlich die Anmut und Schönheit des Weibes. Wir bespötteln gern den trippelnden Gang der vornehmen Chinesinnen, und wollen den Dorn im eignen Auge nicht sehen, nämlich wie ungraziös unsere Dämchen auf ihren engen Stöckelschuhen einherwandern. Es ist ganz unleugbar, daß ein elastischer und sicherer Gang, den nur ein bequemer und passender Schuh gewährt, sehr viel zur weiblichen Schönheit beiträgt.

Die wandelsüchtige Mode hat sich von jeher auch unsrer Fußbekleidung bemächtigt. Da die im Altertum bei Griechen und Römern vielbenutzten Sandalen für unser rauheres Klima nicht paßten, so erging sich die Phantasie der Fußbekleidungskünstler (?) in allerlei ebenso ergötlichen wie unzweckmäßigen Schöpfungen. Es sei hier nur erinnert an die Schnabelschuhe des Mittelalters mit ihren bis auf zwei Fuß langen Schnäbeln, an die gepufften und geschlitzten Schuhe späterer Zeit, die zusammen mit den Pluderhosen auftauchten, endlich an die Stöckelschuhe des siebzehnten Jahrhunderts mit ihren überaus hohen Absätzen.

Während gegen diese Unsitten damals Polizei und Geisteslicht eiferten, nahm sich nun im achtzehnten Jahrhundert endlich die Wissenschaft der fußgequälten Menschheit an, und selbst bedeutende Anatomen bemühten sich, „den gedankenlosen Handwerks-Schuldrian durch ein wenig Anatomie zur Reaison zu bringen.“ Sie betonten mit allem Recht, daß die Fußbekleidung naturgemäß, d. h. der anatomischen Form des Fußes entsprechend sein müsse, und daß eine Mode, welche die Gesetze der Natur nicht respektiert, unmöglich schön sein kann.

Vornehmlich erwarb sich auf diesem Felde hohes Verdienst der Züricher Anatom Prof. Hermann Meyer, der 1858 ein ausgezeichnetes Werkchen: „Über die richtige Gestalt der Schuhe“ schrieb. Seine Vorschläge haben sich denn nun auch selbst bei den Schuhmachern Achtung und Beachtung verschafft und ist heute in der Fußbekleidungskunst viel von dem Meyer'schen System die Rede. Man vergesse dabei aber nicht, daß dies oft nichts als ein bestechendes, kundenwerbendes Wort der Herren Schuhkünstler bedeutet und daß letztere meistens noch immer weit davon entfernt sind, in das Wesen dieser zweckmäßigen Stiefelreform eingedrungen zu sein und es praktisch zu verwerten.

Will daher das Publikum endlich zu paßrechtem Schuhwerk gelangen, so muß es selbst einige Einsicht von Form und Funktion des Fußes gewinnen und dadurch kennen lernen, was es vom Schuhkünstler fordern und verlangen kann. Es darf sich dann freilich auch den kleinen Unbequemlichkeiten rationalen Nummens aus Bequemlichkeit oder falscher Scham nicht entziehen. Verlangt es dafür aber vom Schuhmacher mit allem Ernst, daß er einen gut passenden, naturgemäßen Stiefel liefere und nicht, wie es von eiteln Personen häufig geschieht, einen möglichst kleinen Schuh, so wird die Kunst der Fußbekleidung gewiß schnell einen regen Aufschwung erfahren und die leich-dornegequälte Menschheit endlich frei aufatmen können.

„Ein guter Stiefel soll sich den Konturen des Fußes genau anschmiegen, in der Ruhe wie in der Bewegung,“ das ist die Forderung, die allen anderen Wünschen voranzustellen ist. Betrachten wir aber nur einmal die Trittpur eines nackten nassen Fußes oder auch die Form eines durch Mode und schlechtes Schuhwerk noch unverdorbenen kindlichen Fußchens, so muß uns sofort ein großer Unterschied zwischen Schuh und Fuß aufstoßen. Der letztere ist nämlich in allen Dimensionen un-symmetrisch geformt, der Schuh dagegen mehr oder weniger symmetrisch gestaltet, d. h. die rechte Hälfte ist der linken gleich oder ähnlich. Da doch nun aber der Fuß das Modell und der Stiefel das Abbild sein soll, so können die zwei füreinander nicht passen. Wichtig ist namentlich, daß am normalen Fuße die Großzehe gerade nach vorn, und zwar am weitesten unter allen Zehen, steht und daß der vordere Fußrand eine von ihrer Spitze nach außen sich abkrügende gerade Linie bildet. Die Bildhauer bilden diesen Rand meist bogenförmig und die zweite Zehe am längsten (eine konventionelle Unwahrheit!). Das Schuhwerk dagegen ist meist vorn spitz oder wenigstens nicht so breit, wie die aufgesetzten fünf Zehen.

Für das Gehen ist die Großzehe von ganz besonderer Wichtigkeit. Wenn sich nämlich dabei die Fußsohle allmählich von der Ferse nach vorn zu den Zehen erhebt, so „wickelt sich“ die Fußsohle vom Boden in einer Linie ab, welche von der Mitte der Ferse zur Mitte der Großzehe vorläuft. Diese Linie ist die eigentliche Achse des Fußes und ihm muß die Achse des Stiefels natürlich entsprechen. Das thun aber unsere Stiefel, welche gemeinlich die Großzehe stark nach außen drängen, durchaus nicht. Bei richtig geformten Stiefeln müssen, wenn man sie nebeneinander setzt, die Innenränder vorn sich berühren und dürfen kein Dreieck zwischen sich lassen.

Falsch ist es auch, wenn auf dem Spann das Oberleder in der Mitte am höchsten ist, denn der Fuß erreicht an dieser Gegend nicht in der Mitte seine höchste Höhe, sondern nach innen zu, nahe seinem innern Rande.

Kurz, der Fuß ist in allen seinen Dimensionen un-symmetrisch, und das Wesentliche des Meyer'schen Systems ist gerade eine der Anatomie des Fußes Rechnung tragende Unsymmetrie des Schuhwerks.

Nun wenn aber schon die linke Hälfte eines guten Stiefels der rechten durchaus nicht gleich sein darf, so müssen natürlich rechte und linke ganze Stiefel auch verschieden sein, d. h. jedes nur einigermaßen verständige Schuhwerk sei einballig.

Das ist eine Forderung, die nicht nur für den festen Herrnstiefel gestellt werden muß, sondern auch für die Zeugstiefelchen der Damen und für die Kinderschuhe.

Bei dem Gehen leisten die Zehen wesentliche Dienste, indem sie die, wenn der Fuß auf seiner Spitze ruht, beugen und gegen den Boden klammern. In dem meisten Schuhwerk werden aber die Zehen vom Schuster so stiefväterlich behandelt, daß sie laut über Wohnungsnot jammern. Ein guter Schuh muß neben ausreichender Länge vorn die volle Breite der Zehen besitzen, und einen genügend hohen „Vorstoß“ haben.

Ein ganz thörichtes Beginnen der Schuster ist ferner, wenn sie „des gefälligen Aussehens halber“ die Stiefelsohle in der Mitte, unter dem Fußgewölbe, ganz schmal machen und dem Kunden zumuten, daß er sich das Oberleder an dieser Stelle unter viel Drangsalen austrete.

Endlich noch ein paar Worte über die Absätze. Der lieben weiblichen Eitelkeit fröhndend, rückt sie der Schuhmacher weit nach vorn und läßt sie unten so klein wie ein Marstück werden. Da wanken nun mit ganz unsicherm Gang die schönen Besitzherinnen auf solch unrellellen Unterlagen einher und knicken bei nächster Gelegenheit sich den Fuß um. Ein verständiger Absatz sei nicht über 3 Cent. hoch, breit, gerade unter der Ferse gelegen und rage — aus hier schwer zu erörternden Gründen — nach außen etwas weiter nach vorn als nach innen.

Das sind noch nicht alle, aber doch die wichtigsten Anforderungen an einen rationalen Stiefel. Willst du nun in den Besitz solchen paßrechtem Schuhwerks gelangen, so bedenke, daß du, wie dein Gesicht, so auch deinen Fuß für dich hast, und daß, wie jeder Fuß individuell verschieden ist, ebenso es auch jeder Stiefel sein muß. Daher ist esbarer Unsinn, Schuhwerk fertig im Laden zu kaufen. Dasselbe muß vielmehr nach sorgsamtem Maße deiner Füße, des rechten wie des linken, angefertigt werden, und willst du für dich nicht diese Rücksicht nehmen, meinestwegen, aber verstümmelst wenigstens nicht durch solches schlechtes, unpassendes, vielleicht gar zweifelhafte Fabrikshuhwerk die naturschönen Füßchen deines Kindes!

Der Schuhmacher muß, um wirklich gute Ware liefern zu können, durch alle Mittel seiner Kunst die Füße seiner Kunden abmodellieren, dabei Rücksicht nehmend auf alle Abnormitäten der Füße. Es genügt einem geschickten Meister nicht, ein paar Längen am Fuße zu messen, sondern er braucht auch Umrißfigur und Sohlenabdruck. Erstere verschafft er sich dadurch, daß der Kunde den nackten Fuß fest aufsetzt (am besten des Abends, und auf einen Tisch), während er auf untergelegtem Papier mit dem Stift sich die Umrisse des Fußes aufzeichnet. Den Sohlenabdruck erhält er dadurch, daß er die mit Talk bestreute Fußsohle auf dunklem Papier sich abfärben läßt.

In einem nächsten Artikel wollen wir nun die durch das bisherige ungenügende Schuhwerk erzeugten Erkrankungen durchsprechen, und die Mittel zu ihrer Vermeidung und Besserung betrachten.

Kulinarisches über die Pilze.

(Fortsetzung von Seite 359.)

Nachdruck verboten.

Reizker einzumachen. Alle wurmförmigen Pilze werden beiseitigt, von den übrigen werden die Stiele abgeschnitten, die Pilze gepulvt, gewaschen, dann in siedendem Wasser einigemal aufgekocht und 2—3 Tage in kaltes Wasser gelegt, doch wechselt man das Wasser jeden Tag 1—2mal. Nun läßt man die Reizker abtropfen, legt sie in geschwefelte Steintöpfe, kocht Essig mit einigen Schalotten, Gewürz, Pfefferkörnern, einigen Lorbeerblättern und Salz auf, läßt ihn erkalten und schüttet ihn über die Reizker. — Die so eingemachten Reizker giebt man als Salat zu verschiedenen Braten, oder man übergießt sie mit einer Kräuters-, Dill- oder Estragon-Mayonnaise; es ist dieser Salat stets eine pikante, wohlriechende Zugabe.

Reizker in Salz eingemacht (russisch). Die Pilze werden wie die vorigen fortirt, gepulvt, gewaschen und in siedendem Wasser einigemal aufgekocht, worauf man sie abtropfen läßt. Nun thut man sie in Leinwandbeutel, legt diese zwischen Bretter, beschwert letztere mit Steinen oder Gewichten und preßt sie 3—3½ Stunden lang, schichtet sie mit reichlich Salz in geschwefelte Steintöpfe, streut noch Salz darüber, legt einen passenden Holzsteller darauf und beschwert diesen mit reingewaschenen Steinen. Die Pilze bewahrt man an einem trockenen kühlen Orte, wässert sie vor dem Gebrauche gut aus und verwendet sie wie frische Reizker zu dem Gemüse.

Steinpilze im Blätterteigrand (süßfranzösisch). Recht große Steinpilze wäscht man, läßt sie im nicht zu heißen Ofen abdampfen, zieht, ohne den Kopf zu verlegen, die Haut davon ab, entfernt das Futter und schneidet die Stiele ab. Nun bereitet man die nachstehende Farce, legt in eine Pfanne Speckplatten, auf jede einen Pilzkopf, giebt auf jeden von der Farce, streut Semmelkrumen darüber, legt auf jeden Pilz ein Stückchen Butter, beträufelt sie mit etwas Zitronensaft oder Weiswein und läßt sie bei ziemlicher Denshize 20—25 Minuten backen. Eine Schüssel reibt man mit Knoblauch ein, setzt einen Blätterteigrand darauf, legt die Pilze hinein, verrührt den Fond mit etwas Bratenjus, sauerem Rahm und etwas Kartoffelmehl und giebt ihn über die Pilze.

Farce. Die Stiele, kleinen Pilze und etwas Schweine- oder Kalbfleisch hackt man mit Kräutern fein, fügt eine in Butter geschwitzte, feingehackte Schalotte, 50 Gr. gewaschene, wieder ausgebrühte Semmelkrumen, 3—4 Eier, Salz und Muskatnuß hinzu und verrührt alles gut, worauf man die Farce durch einen Durchschlag streicht. — Verbraucht man die Farce nicht ganz, so kann man kleine Klöße daraus formen, diese in Fleischbrühe garkochen und zu den Pilzen legen.

Schnell herzustellende Champignon-Suppe. Die nötige Menge Wasser kocht man mit hellbrauner Mehlschwitze, 1 Theelöffel voll Selleriesamen, 1 Zwiebel und Fleischextrakt — auf 1 Liter Suppe einen Theelöffel voll — 15—20 Minuten, dämpft während derselben Zeit die grob gehackten Champignons in Butter, legt sie in die Suppen-schale und richtet die Brühe, welche man nach Belieben mit einigen Eigelben abzog, darüber an.

Champignon-Pastetchen. Hierzu bäckt man kleine Pastetchen und die Deckel dazu von Butter- oder Blätterteig oder römische Pasteten. Gut gereinigte kleine Champignons schneidet man in Scheiben, läßt sie in Butter weich dünsten, wobei man sie häufig umschwenkt; die Champignons nimmt man heraus, besprengt sie mit etwas Zitronensaft, schmeißt in der Butter etwas Mehl bräunlich, fügt etwas weißen Pfeffer, etwas geriebene Muskatnuß, Zitronenschale und kräftige Bratenjus (Glace) hinzu, bringt dies zum Kochen, giebt nun auch die Champignons hinzu, schmeckt nach dem Salze, füllt die Pastetchen damit, legt den Deckel darauf und giebt sie recht heiß zu Tisch.

Frissaffee von Champignons. Von Äinen, ganz festgeschlossenen Champignons schneidet man die sandige Spitze des Fußes ab, legt sie in eine Schale, streut viel Salz darüber, giebt wenig Wasser dazu, reibt sie damit ab und spült sie rasch in klarem Wasser, läßt sie

etwas abtropfen und giebt sie mit einem Stück frischer Butter in eine irbene Kasserolle, fügt etwas Citronenschale, 1 Prise Pfeffer hinzu, läßt sie 4-5 Minuten dämpfen und giebt nun kräftige Fleischbrühe, 1 Petersiliensträußchen, 1 Eßlöffel voll geschwitztes Mehl hinzu und läßt dies 10-12 Minuten kochen.

Weiße Champignon-Sauce. Von in Würfel geschnittenem Kalbfleisch, magerm rohen Schinken, Sellerie, Porree, Petersilienwurzeln, etwas weißem Pfeffer und Citronenschale kocht man eine kräftige helle Brühe, giebt, sobald sie durchgeköcht ist, ein Glas Weißwein dazu, kocht sie nochmals damit durch, giebt kleine weiße Champignons, welche man in Butter weich dämpfte - in Ermangelung von frischen Champignons kann man im eigenen Saft eingemachte benutzen - fügt etwas in der Champignonbutter hellgeschwitztes Mehl hinzu und läßt sie 15-20 Minuten in der Sauce ziehen, wonach man das Ganze mit Eidotter abzieht.

Braune Champignon-Sauce. Hierzu macht man eine braune Mehlschwitze, giebt kräftige Fleischbrühe, 1-2 Prisen Pfeffer, 1 Schalotte, etwas Citronenschale und Salz, sowie 1/2-1/3 Liter kleine geschlossene Champignons, Mousserons oder zerschnittene Pilze hinzu, dämpft sie in der Sauce weich und entfernt beim Anrichten die Schalotte und die Citronenschale und mischt noch 1 Stückchen frische Butter und etwas Weißwein oder Madeira dazu.

Champignons, so läßt man sie erst in Wasser einige Stunden weichen und kocht sie dann in der Sauce weich. Rezept: August 1881. Champignon-Salat. In Scheiben geschnittene Champignons werden in Butter oder feinem Öl weich gedünstet, und nachdem sie erkalteten, mit Salz, Pfeffer, Essig und fein gehackten Kräutern zum Salat angemacht.

Champignons, so läßt man sie erst in Wasser einige Stunden weichen und kocht sie dann in der Sauce weich. Rezept: August 1881.

Champignon-Butter. Mit etwas Citronensaft und Butter dämpft man 25 kleine Champignons oder Mousserons, worauf man sie recht fein hackt, mit 125 Gramm frischer Butter gut verrührt und die Masse durch ein Sieb streicht.

Champignon-Pulver. Das Champignon-Pulver ist als Würze für Suppen, Saucen, Fleischspeisen vielfach zu verwenden und kann man dasselbe aus verschiedenen Sorten Schwämmen herstellen (Steinpilze, Champignons, Mousserons, Pfefferlinge, Korallenpilze, Ziegenbärte), sie müssen aber nicht wurmförmig sein.

Mousserons einzumachen. Die sandigen Spitzen der Stiele werden abgehakt, die Pilze mit wenig Wasser und viel Salz abgerieben, mit Wasser nachgepült und in etwas feinstem Probengeröl oder Butter 12-15 Minuten auf schwachem Feuer gedämpft, mit der Brühe in geschwefelte Gläser gelegt, noch warm mit abgekochtem Essig übergossen und nachdem sie abkühlten, werden sie mit Pergamentpapier überbunden und gut aufbewahrt.

einige Schalotten, weiße Pfefferkörner und Macisblüte und ein Stück Ingwer aufkochen.

Mousserons zu trocknen. Die nicht gewaschenen Schwämme werden gut gepulvt, nebeneinander auf ein mit Papier belegtes Backblech gelegt und im Ofen bei gelinder Hitze vollständig getrocknet.

Gemüse von Pfefferlingen. In irdener Kasserolle macht man Butter heiß, legt, sobald diese zu steigen beginnt, die gut gepulvt, gewaschenen, in Stücke geschnittenen, abgekochten und von der Brühe gesonderten Pilze hinein, fügt etwas Pfeffer, eine feingeschnittene Zwiebel und etwas Salz hinzu, deckt die Kasserolle fest zu und dämpft die Pilze gar, stäubt nun etwas Mehl darüber, fügt etwas süßen Rahm hinzu, dämpft sie noch 1-2 Minuten und richtet sie mit Petersilie bestreut an.

Croustaden von Pilzen. Aus gut verlesenen, gewaschenen, in kleine Stücke geschnittenen Pilzen (es können verschiedene Arten sein) bereitet man, wie zu den Pastetchen ein schmackhaftes Ragout, doch nimmt man helle Mehlschwitze, fügt feingehackte Kräuter hinzu und zieht es mit einigen Eigelben ab.

Für den nachstehenden Inseratenteil übernimmt die Redaktion des „Bazar“ keine Verantwortlichkeit.

Der Insertionspreis beträgt M. 1,50 = 2 Fcs. = 1 sh. 6 d. = 1 fl. holl. = 1 fl. ö. w. pro Nonpareille-Zeile.

Anzeigen.

Aleinige Annoncen - Annahme Rudolf Mosse, Berlin S.W. und dessen Filialen.

Deutsches Dichterheim Monatl. 2 mal 16-24 Seiten. Preis: 5 Mark halbjährl. bringt Gedichte, ästhet. literar. u. literarhist. Aufsätze, Biographien, Kritiken, Literatur- u. Kunstberichte etc. etc.

Schwarze Crefelder Seidenstoffe fast unverwüsthlich, weil aus absolut unbeschwerter Seide hergestellt. direkt aus der Fabrik, also aus erster Hand, zu beziehen.

Griechische Weine 1 Kiste, 12 Flaschen in 12 vorzüglichen Sorten Claret, herb und süß, Flaschen und Kiste frei, versendet zu 19 Mark J. F. MENZER, Ritter des kgl. griechisch-österreich. Ordens.

200 echte verschiedene Briefmarken, z. B. Japan, Hawaii, Aegypten, Chile, Brasilien, Türkei, Australien, Ceylon, Argentinien, Victoria, Cap, Java etc. nur 1 Mark. Paul Siegert, Hamburg.

Lehrbücher der Handarbeit. Mit erläuternden Abbildungen. Herausgegeben von Emmy Heine. Bd. I-VI. - Preis (in Carton) M. 6.-

Fritz Borstell's Lesezirkel verbunden mit der Nicolaischen Buchhandlung in Berlin C. 2. Größtes deutsches Bücher-Leih-Institut von belletristischen und wissenschaftlichen Werken in deutscher, englischer, französischer und italienischer Sprache.

Jeder Briefmarken-Sammler lese das monatlich 2 mal erscheinende, mit wertvollen Marken-Grafiken, Facsimiles und farbigen Marken-Abbildungen ausgestattete illustrierte Briefmarken-Journal.

MERAN Klimatischer Curort im deutschen Südtirol (317-520 Meter), Bahnstation. Directe (Schlaf-) Waggons von Wien, München, Leipzig und Berlin.

Elsasser Waarenhaus Dresden An die geehrten Damen! WINTER 1887/88. Unsere Elsasser Specialitäten, sowie unsere in Consignation habenden Waaren.

W. SPINDLER Berlin C. Spindlersfeld bei Cöpenick. Goldene Staats-Medaille Berlin 1879. Goldene Medaille 1862 LONDON 1867 PARIS 1873 WIEN 1876 PHILADELPHIA 1876 MÜNCHEN 1878 BERLIN 1883

Deutsche Lebensversicherungs-Gesellschaft a. G. Errichtet 1869. Potsdam. Errichtet 1869. Kapital-Versicherungen für den Todesfall sowie für eine bestimmte Lebensdauer.

